



Mario Wienerroither bei seiner Arbeit: Der 36-Jährige ist Musikproduzent – und ein YouTube-Star. BILD: SN/PRIVAT

Linzer lässt Putin verstummen

Auf YouTube ist Mario Wienerroither ein Superstar: Die Videos des Absolventen der FH Salzburg wurden 25 Millionen Mal aufgerufen. Und ein aktuelles Projekt regt sogar den Kreml auf.

RALF HILLEBRAND

SALZBURG. Sein neuestes Video nahm Mario Wienerroither vor Kurzem wieder aus dem Netz. Es war ihm zu riskant, den selbst gemachten Clip weiter frei zugänglich zu machen. Denn schon kurz nach der Veröffentlichung gab es Anfeindungen, Beleidigungen, sogar Morddrohungen. „Als es Postings wie ‚R.I.P. Mario‘ gab, wurde mir das Ganze zu heiß“, sagt Wienerroither. Was hat der Oberösterreicher gemacht, um das Netz so aufzuregen? Er hat etwas weggelassen. Und zwar bewusst weggelassen: „Ich habe eine Rede von Wladimir Putin so geschnitten, dass nur noch die Passagen übrig geblieben sind, in denen er nichts gesagt hat.“ Zudem hat er Geräusche ergänzt, die nur das vertonen, was auch im Video zu sehen ist, etwa ein Räuspern oder Husten. Wegen dieser nüchternen Verpackung regt „Speechless Putin“ auf. „Eigentlich wollte ich nur zeigen, wie komisch es ist, wenn jemand in solch einem offiziellen Rahmen

einmal nichts sagt“, erläutert Wienerroither. „Aber klar: Der Subtext ist, dass oft nichts rauskommt, wenn Politiker etwas sagen.“ Dass seine Videos politisch die Wogen hochgehen lassen, ist für Wienerroither neu. Dass seine Clips allgemein hohe Wellen schlagen, ist hingegen fast schon Alltag. Seit rund drei Jahren füttert er seinen eigenen Kanal auf YouTube mit „Musicless Musicvideos“: Bei Videos prominenter Interpreten entfernt der 36-Jährige die Musikuntermalung, lässt Teile des Gesangs stehen und ergänzt den Clip um passende Geräusche. „Man achtet dann nicht mehr auf die Musik, sondern auf die Person selbst.“ Aus unantastbaren Künstlern werden so normale Menschen: „Es fällt auf einmal auf, dass hinter Britney Spears’ ‚Oops! I Did It Again‘ keine ausgefeilte Choreografie steckt, sondern nur stümperhafte Bewegungen.“ Der Erfolg gibt Wienerroither recht: Sein YouTube-Kanal hat rund 70.000 Abonnenten, seine Videos wurden bislang 25 Millionen Mal

aufgerufen. Doch wie kommt man überhaupt auf die Idee, Musikvideos ohne Musik zu basteln? „Vor drei Jahren musste ich das Video von Queens ‚I Want to Break Free‘ auf lautlos stellen, als ein Freund anrief. Da kam mir der Einfall.“ Von seinem YouTube-Kanal kann der 36-Jährige nicht leben – und das, obwohl seine Videos Tausende Euro einspielen: Wenn auf YouTube eine gewisse Anzahl von Klicks erreicht wird, werden die Urheber an den Werbeeinnahmen beteiligt. Üblich ist etwa ein Dollar pro 1000 Klicks. Doch das Geld geht nicht an Wienerroither: „Ich habe zwar die Videos gemacht, das Originalmaterial gehört aber den Plattenfirmen.“ Deshalb akzeptieren Sony oder Columbia überhaupt erst, dass der Oberösterreicher mit ihrem Material arbeitet: „Zum einen bekommen sie über YouTube Geld. Zum anderen werben meine Clips für die Originalvideos.“ Das Lied „Firestarter“ der Electropunk-Band Prodigy sei dank der Neuvertonung erneut in die Charts einge-

stiegen. Die YouTube-Videos machen aber auch für Wienerroither selbst Werbung: Im Hauptberuf arbeitet er als selbstständiger Musikproduzent und Sounddesigner. Zu seinen Auftraggebern gehört Red Bull, für die er die Intros von Servus-TV-Sendungen vertont. Das Know-how für seine Tätigkeit holte sich der 36-Jährige indes in Salzburg: Er studierte an der FH Musikproduktion. Welchen Trend Wienerroither losgetreten hat, belegt das Putin-Video. Obwohl er den Clip gesperrt hat, ist er hundertfach im Netz zu finden. „Es haben ihn 200 bis 300 Leute neu raufgeladen“, so Wienerroither. „Speechless Putin“ wurde gar im ukrainischen Staats-TV ausgestrahlt. So weit sollte das Ganze gar nicht gehen: „Ich bin kein verfechtender Putin-Feind“, ergänzt der Musikproduzent. Er habe etwa auch eine Obama-Rede neu vertont. Im Kreml gehe man mit solchen Videos aber anders um: „Wäre ich in Russland daheim, würde ich wohl schon im Gefängnis sitzen.“

Der globale Terrorismus auf einer Karte

LONDON. In Frankreich ist das Terrorrisiko „mittelgroß“. Pakistan sollte man aktuell lieber meiden. Und Österreich ist eines der sichersten Länder der Welt. Versicherungsunternehmen und Risikoberater Aon hat neuerlich die globale Terrorismusgefahr sowie die politischen Risiken in zwei Weltkarten zusammengefasst. Das Paket gibt es als App für Android- und Apple-Handys. Die „Aon Risk Map“ soll vor allem wirtschaftlichen Entscheidungen helfen: Kann man sich trau-

APP DER WOCHE Aon Risk Map

en, in einem Land zu investieren, oder muss man Angst vor Terroranschlägen oder gar einem Bürgerkrieg haben? Solch eine Rechnung ist an sich schon sehr gewagt. Noch bedenklicher sind aber die Fehler, die die App hat: Als einzige Region weltweit, in der es kein Terrorismusrisiko gibt, wird der Norden Somalias ausgegeben – just jene Gegend, in der die Al-Shabaab-Miliz wütet. Gegenüber den SN bestätigte Aon den Fehler. Mit einem Update Ende Mai soll der Fauxpas immerhin behoben werden. **hill**

Vorschläge für die App der Woche an RALF.HILLEBRAND@SALZBURG.COM

TV-KOMÖDIE Pierre A. Wallnöfer

Fischen bis ans Ende der Welt

Aus der Zeit gefallen sind die beiden altgedienten Hochseefischer Uwe Ochsenknecht und Dietmar Bär. Sie glauben, mit ihrem gebrechlichen Kutter bis ans Ende der Welt in die Ostsee stechen zu können. Der fortschrittliche, geldgierige Bürgermeister Jürgen Tarrach denkt hingegen in touristischen Dimensionen und lässt am Kai Parkautomaten aufstellen. Sonst passiert wenig. Das Vergnügen an diesem Film, der eher eine Tragikomödie ist, muss sich der Zuschauer durch mindestens einstündiges Ausharren beim Anblick atemloser Zeitlupenhandlung selbst verdienen. Erst dann hat man begriffen, dass sich Schicksalswendungen auch mit wenigen Worten begnügen können.

TV: „Große Fische, kleine Fische“, heute, Donnerstag, ab 20.15 Uhr im ZDF.

„Man muss nicht norddeutsch schnacken“

Der „Tatort“-Kommissar Dietmar Bär kann uns Zuschauer auch zum Lachen bringen.

ERIC LEIMANN

SALZBURG. Dietmar Bär sagt, er habe den besten Job, den ein Schauspieler in Deutschland haben kann: „Tatort“-Kommissar. Dennoch ist der Wahlberliner aus Dortmund einer von der rastlosen Sorte. Er spielt regelmäßig Theater, spricht Hörbücher und übernimmt auch andere Filmrollen. Mit Komödien-spezialist Uwe Ochsenknecht stand der 54-Jährige jedoch vor „Kleine Fische, große Fische“ noch nie vor der Kamera.

SN: Warum besetzt man die Rolle zweier norddeutscher Fischer mit Schauspielern, die aus Mannheim und Dortmund kommen?
Bär (lacht): Das habe ich mich auch gefragt. Als Schauspieler kann man sich immer damit rausreden und auch selbst beruhigen, dass es andere Leute vor einem gab, die meinten, dass ich das kann.

SN: Ist es nicht schwierig, eine Heimatkomödie zu drehen, ohne eine Verbindung zu Sprache oder Charakter der Region zu haben?
Jochen Alexander Freydank, dem



BILD: SN/CONNY KLEIN

„Will mich von Freddy Schenk unterscheiden.“

Dietmar Bär, Fernsehschauspieler

Autor und Regisseur des Films, ging es nicht darum, dass wir norddeutsch schnacken oder irgendwie authentisch regional agieren sollten. Er wollte eine Geschichte erzählen, die ich eher als archaisch menschlich empfinde. Die Umsetzung ist im Übrigen erfreulich undeutsch geworden, vor allem was die Skurrilität des Films betrifft.

SN: Haben Sie selbst eine Beziehung zum Norddeutschen oder zu Fischern?
Zur Ostseeküste Mecklenburg-Vorpommerns habe ich schon eine besondere Beziehung. Ich bin jeden Winter dort. Meine Frau und ich beginnen das Jahr immer mit einer Entschlackungskur.

SN: Sie drehen drei „Tatorte“ im Jahr – was die Zeit für andere Projekte begrenzt. Nach welchen Kriterien suchen Sie Rollen abseits Freddy Schenk aus?

Die Drehzeit, die grob gesagt von März bis November geht, ist durch den Kölner „Tatort“ schon gut gefüllt. Und ich spiele auch noch Theater. Wenn dann Filmangebote kommen und es zeitlich passt, entscheide ich immer nach Buch, Lust und Laune. Natürlich ist es mein Interesse als Schauspieler, dann auch Figuren zu spielen, die sich von Freddy Schenk unterscheiden.

SN: Fühlten Sie sich in 18 Jahren niemals eingeengt durch diese Rolle?
Es wäre ziemlich arrogant, das zu behaupten. „Tatort“-Kommissar zu sein ist der beste Arbeitsplatz als Schauspieler in Deutschland. Durch den ordentlichen Verdienst hat man die Möglichkeit, zwischendurch einfach drei Wochen zu leben und zu lesen: Drehbücher, Hörbücher vorbereiten, andere schöne Sachen machen. Was soll ich mich also beklagen? Ich kann selbst entscheiden, was ich mache.

SN: Würden Sie gern mehr bei den Drehbüchern mitreden? Manche „Tatort“-Darsteller tun das ja angeblich recht intensiv.
Um Gottes willen! Drehbücher zu

schreiben ist eine eigene Kunstform. Außerdem ist es eine Arbeit, um die ich niemanden beneide. Man muss bereit sein, in diesen Job viel Zeit, Geduld und Frustrationstoleranz zu investieren. Ich habe nur so viel mit Drehbüchern zu tun, wie man als Schauspieler eben damit zu tun hat. Das heißt, wir machen Leseproben mit dem Regisseur und der Produzentin. Natürlich ändert man hier und da ein Wort oder einen Satz, weil in Drehbüchern manchmal Sachen stehen, die ein normaler Mensch oder – in meinem Fall – Kommissar Freddy Schenk niemals sagen würde. Trotzdem haben wir als erfahrene Schauspieler eine Meinung zu Geschichten und Drehbüchern. Und die äußern wir auch.

SN: Sie wirken bodenständig und kommunikativ. Nicht wie jemand, der scheu ist und unter dem Promi-Dasein leidet.
Es ist auch nicht so schlimm, wie es sich manchmal anhört. Manche Dinge in meinem Job sind im Vergleich zur Zeit vor 20 Jahren anders. Die Popularität ist eines davon, sie verändert ein Leben doch ziemlich.

(siehe nebenstehende TV-Kritik)

